

»Islam soll als globales Feindbild aufgebaut werden«

Christen, Moslems und Juden diskutierten erstmals gemeinsam über den Streit um Mohammed-Karikaturen

VON MICHAEL KASPEROWITSCH

Mit einem Appell, den Dialog der Religionen zu verstärken und das gemeinsame friedensstiftende Erbe zu pflegen, endete eine Diskussion über den Streit um die Mohammed-Karikaturen im Begegnungszentrum Brücke-Köprü. Erstmals saßen dort Vertreter des Islam, des Christentums und des Judentums gemeinsam auf einem Podium. Sie waren sich in der Ablehnung von Gewalt und der Notwendigkeit gegenseitigen Respekts gleichermaßen einig.

»Hätte man das Gespräch, das wir hier führen, auch in Dänemark, wo die Karikaturen zuerst veröffentlicht wurden, zum richtigen Zeitpunkt gesucht, wäre es vermutlich nicht zu diesem weltweiten Ausbruch von Gewalt gekommen«, sagte Hans-Martin Gloel, Leiter der Brücke-Köprü. Er hatte Ute Raja Strait Aouichi, Vorsitzende der Islamischen Gemeinde Nürnberg, Professor Johannes Triebel, Islam-Beauftragter der evangelischen Landeskirche, die Weidener Rabbinerin Gesa S. Ederberg sowie den türkischstämmigen Rechtsanwalt Cüneyt Gencer eingeladen. Juristisch sei der gegenwärtige Konflikt schwer zu bewerten, meinte Gencer. Es sei unmöglich, das westliche Verständnis von Pressefreiheit in einem arabischen Land zur Geltung zu bringen. »Und eine Weltpressefreiheit gibt es nicht.« Eher könne man sich schon an der allgemeinen Erklärung der Menschenrechte orientieren. Durch einige Karikaturen werde eindeutig die Würde von Muslimen verletzt. Für Gencer ist der Konflikt allerdings eher ein politisches Problem. Seiner Auffassung nach wird die Auseinandersetzung mit dem Ziel gesteuert, »den Islam als globales Feindbild aufzubauen«. Dem stimmte der protestantische Wissenschaftler Triebel zu. Die Kopftuchdebatte oder Fragebögen für muslimische Einwanderer sollten offenbar Angst vor dem Islam schüren. »Ich bin gespannt, wie der nun auch für Bayern geplante Fragebogen aussieht.« Der Karikaturen-Streit habe gelehrt, dass »wir sensibler miteinander umgehen müssen«.

Schwierige Fragen

Der Hinweis, so Triebel, schließlich gebe es auch im arabischen Raum Karikaturen über Jesus oder Christen, helfe nicht weiter. Die einzige Antwort könne nur der selbstbewusste Dialog sein. Dabei, so Triebel, dürften allerdings auch schwierige Fragen nicht ausgeklammert werden, etwa danach, warum eine gläubige muslimische Frau keinen Christen heiraten darf.

Ein ausdrückliches Bilderverbot gebe es im Koran nicht, so die Vertreterin des Islam. »Man kann mit dem Verweis auf das Heilige Buch demnach auch nicht verbieten, dass Mohammed zum Beispiel in einer bebilderten Kindergeschichte dargestellt wird«, meinte Ute Raja Strait Aouichi.

Der Streit spiele sich auf einer »emotionalen Ebene« ab. In den Karikaturen werde der Prophet unter anderem als Terrorist diffamiert und mit anderen negativen Charaktereigenschaften belegt. »Das ist für jeden Muslim eine Provokation«, betonte Aouichi, »offenbar wollte man testen, wie weit man gehen kann und wie die Gläubigen reagieren.«

Hinzu komme, dass die verantwortlichen Politiker in Dänemark das Gespräch mit Moslems lange Zeit verweigert haben. »Da hat sich das Gefühl breit gemacht: Mit uns will man nichts zu tun haben.« Dies sei ein wesentlicher Grund für die weltweite Unruhe.

In der Wirtschaft, so Aouichi, sei es längst üblich, dass Unternehmensvertreter, die im Ausland Geschäfte machen wollen, Seminare besuchen, um zu lernen, wie man sich in anderen Ländern benimmt. »In der Politik läuft das offenbar noch nicht so.« Jeder gewalttätige Protest gegen Beleidigungen »gehört aber nicht zu unserem Glauben«, betonte die Muslima. »Auch Mohammed war heftigen Anfeindungen ausgesetzt, er reagierte aber mit Geduld und Sanftmut.«

»Nur für einen selbst«

Die Weidener Rabbinerin Gesa S. Ederberg sagte: »Ich habe für mich in manchen aktuellen Stellungnahmen das Wort ‚Islam‘ durch das Wort ‚Judentum‘ ersetzt, um zu sehen, wie sich das anfühlt. Und ich hätte mich, ehrlich gesagt, auch beleidigt gefühlt.«

Sie berichtete von dem strengen Verbot in ihrer Religion, Gott darzustellen, seinen Namen sinnlos zu gebrauchen oder auch nur zu drucken. »Ich kann aber auch nicht jedes Mal auf die Barrikaden gehen, wenn ein christlicher Geistlicher den Namen Gottes ausspricht oder hinschreibt.«

Solche Regeln dürften, so Ederberg, nicht als allgemein gültig für alle anderen aufgestellt werden, »die können in einer pluralistischen Gesellschaft nur für einen selbst gelten«. Der Respekt vor den Werten und dem Glauben des anderen sollte aber gemeinsam verteidigt werden: »Wenn ein Christ beleidigt wird, stört mich das auch als Jüdin.«